



Leseprobe aus Staszewski, Trauma und Alter, ISBN 978-3-7799-4719-6

© 2017 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4719-6)

isbn=978-3-7799-4719-6

## II. Methodisches Vorgehen

Im Deutschsprachigen Raum sind Veröffentlichungen zu Praxiserfahrungen aus der psychosozialen Arbeit mit Überlebenden der Shoah bzw. Auswertungen von Beratungsangeboten auf eine geringe Zahl beschränkt. Organisationen wie der Bundesverband Information und Beratung für in NS-Verfolgte in Köln, der Verein der Child Survivors Deutschland, die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, die 2014 geschlossene Beratungsstelle TAMACH in Zürich oder das Psychosoziale Beratungszentrum Esra in Wien haben seit 1994 weniger als 20 Publikationen zu ihrer Arbeit mit Überlebenden herausgebracht, inklusive vereinzelt veröffentlichter Reden oder Vorträge auf den jeweiligen Webseiten. Empirische Untersuchungen oder Veröffentlichungen von Daten zur psychosozialen Arbeit finden sich kaum. Davon setzt sich die Arbeit des Behandlungszentrums für Folteropfer in Berlin ab, das auf seiner Webseite für die Jahre 2004 bis 2015 alleine eine elfseitige Publikationsliste veröffentlicht.<sup>9</sup> Umfangreich ist vor allem der wissenschaftliche Diskurs zu traumatheoretischen Auseinandersetzung, Traumakonzepten, Folgen von traumatisierenden Prozessen, transgenerationalen Übertragungsmechanismen von Traumata und anderem mehr.

Seit 2002 wurden im Rahmen der ZWST 24 Projekte bzw. Programme für Überlebende der Shoah initiiert, an denen 2015 ca. 1600 Überlebende teilnahmen (ZWST 2015b, S. 7). Aus 5 dieser lokalen Projekte<sup>10</sup> – nach dem Frankfurter Modellprojekt „Treffpunkte“ genannt –, mit denen 2015 ca. 500 Überlebende erreicht wurden, liegen seit 2008 statistische Daten und Dokumentationen vor, die allerdings nur bedingt systematisiert nach Abfragekriterien der finanzierenden Organisationen und lokalen Schwerpunkten erfasst wurden. Das Modellprojekt in Frankfurt am Main wurde von der Autorin mitkonzipiert und von 2002–2014 geleitet und wird seither von ihr mit weiteren vier Projekten konzeptionell und methodisch unterstützt. Die statistischen Unterlagen dieser Projekte enthalten monatliche Angaben über die Anzahl erreichter Adressat/innen, die Anzahl von Kontakten zu Adressat/innen, der Anzahl durchgeführter Beratungen, Hausbesuche, Begleitungen zu Ärzten oder Behörden, Case Management, durchgeführten Ver-

---

9 [www.bzfo.de/images/stories/pdf/bzfo-publikationsliste.pdf](http://www.bzfo.de/images/stories/pdf/bzfo-publikationsliste.pdf) (10.4.2016).

10 Es handelt sich um Projekte in Dessau, Dresden, Fulda, Hannover und Frankfurt/M.

anstaltungen etc. Für den Frankfurter „Treffpunkt“<sup>11</sup> liegen statistische Daten seit 2004 vor. Neben der Auswertung der Daten, die regelmäßig in Projektberichten, Einzeldokumentationen und Protokollen zusammengefasst wurden (ZWST, unveröffentlichte Materialien des „Treffpunkt“), konnte für diese Arbeit auf mündliche Erfahrungsberichte der in den Projekten arbeitenden Professionellen zurückgegriffen werden. Zudem wurden aktuelle Themen im Rahmen gemeinsamer Fortbildungen und Workshops diskutiert und Erfahrungen im Kontext der psychosozialen Arbeit mit Überlebenden ausgetauscht, die ebenfalls in diese Arbeit mit eingeflossen sind. Einige dieser Erfahrungen sind von mir in den vergangenen Jahren u. a. in Publikationen der ZWST und einem Projekt der Clark University in Worcester/MA veröffentlicht worden, diese Texte z. T. in überarbeiteter Form in diese Arbeit eingeflossen (vgl. Staszewski 2009, 2012a und b, 2013).

Die in den vergangenen knapp eineinhalb Jahrzehnten gemachten praktischen Erfahrungen sowohl in der Konzeptualisierung wie im Aufbau, der Weiterentwicklung und Stabilisierung dieser Ansätze psychosozialer Arbeit mit Überlebenden sehr unterschiedlicher biographischer, sozialisatorischer und sozioökonomischer Hintergründe sowie den sich daraus ergebenden Qualifikationsanforderungen an Fachkräfte, die mit diesen Zielgruppen arbeiten, werden in dieser Arbeit auf dem Hintergrund theoretischer Erklärungsansätze und Modellen Sozialer Arbeit und traumatheoretischer Konzepte betrachtet und reflektiert. Hinter der Auswahl der Ansätze steht die Fragestellung, inwieweit sie in der Lage sind, die in der Praxis<sup>12</sup> gemachten Erfahrungen zu erklären und einzuordnen. Es wird des Weiteren hinterfragt werden, inwieweit vorhandene Modelle auf dem spezifischen Hintergrund der Erfahrungen psychosozialer Arbeit mit Überlebenden der Shoah modifiziert bzw. erweitert werden müssen. Ziel dieser Arbeit ist es vor allem, methodische und theoretische Grundlagen zu formulieren, auf denen sowohl die bisherigen Ergebnisse psychosozialer Begleitungen reflektiert, als auch konzeptionelle Veränderungen auf dem Hintergrund einer methodischen Diskussion angeregt und entwickelt werden können.

Um reflexive Bezüge zwischen Praxiserfahrungen und theoretischen Diskursen zu verdeutlichen, werden in den einzelnen Kapiteln immer wieder Beispiele aus der Sozialen Arbeit mit Überlebenden beschrieben und im jeweiligen Kontext interpretiert. Diese Beispiele stammen aus dem Arbeitsalltag der bereits erwähnten Treffpunkte. Sie wurden aus Gründen der Ano-

---

11 Wenn in dieser Arbeit im Folgenden vom „Treffpunkt“ gesprochen wird, so ist damit das Zentrum für Überlebende der Shoah und ihre Familien in Frankfurt/M. gemeint.

12 Hier beziehe ich mich vor allem auf Erfahrungen aus dem ambulanten Bereich Sozialer Arbeit mit den Zielgruppen.

nymisierung soweit verallgemeinert<sup>13</sup> und namentlich verändert, dass eine Identifizierung nur über genaue Kenntnisse der individuellen Hintergründe möglich ist. Alle Personen, auf die sich diese Beispiele beziehen, haben einer Veröffentlichung im Rahmen dieser Arbeit zugestimmt, soweit sie zum Zeitpunkt der Verschriftlichung noch am Leben waren.

## Zur Vorgehensweise

Ohne historische Bezüge und Kenntnissen sowohl zur Vernichtung der europäischen Jüdinnen/Juden als auch zu den Lebensbedingungen jüdischer Überlebender nach der Shoah in Deutschland lassen sich Auswirkungen der traumatisierenden Prozesse auf alternde Überlebende nicht fassen. Bezogen auf die Geschichte des Holocaust verweise ich hier auf die ausführliche Literatur, exemplarisch Raul Hilbergs Werk zur Vernichtung der Europäischen Jüdinnen/Juden (Hilberg 1994). Um die unterschiedlichen Lebensbedingungen der verschiedenen Überlebenden-Gruppen und ihre Lebenswelten verstehen zu können werde ich zunächst die Bedingungen jüdischen Lebens nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland<sup>14</sup> skizzieren.

Sowohl in Praxisberichten, juristischen Texten als auch in theoretischen Diskursen wird die Bezeichnung *Überlebende* sehr unterschiedlich verwandt bzw. es ist nicht immer eindeutig zu erkennen, wer damit jeweils gemeint ist respektive ausgeschlossen wird. Im Zusammenhang mit der Entstehung von Überlebenden-Programmen im Rahmen jüdischer Gemeinden mit überwiegend russischsprachigen Mitgliedern wurden diese Diskurse oft zur Abgrenzung bzw. zum Ausschluss von Berechtigungen, an psychosozialen Angeboten teilnehmen zu können, geführt. Ich werde mich deshalb ausführlich mit der Definition dieses und einiger anderer Begriffe beschäftigen. Da sich in der Praxis erwiesen hat, dass unterschiedliche Überlebensbiographien zu divergierenden Folgen und damit auch Bedarfslagen führen, Überlebende der Shoah – bezogen auf die Anforderungen an psychosoziale Begleitung – keine homogene Gruppe darstellen, werde ich auf notwendige Differenzierungen der Adressat/innen-Gruppen psychosozialer Arbeit mit Überlebenden eingehen.

---

13 Es wurden Alias für Namen verwandt, Herkunftsländer nicht genau definiert und einzelne Vorkommnisse, über die Personen direkt identifiziert werden könnten, stark verallgemeinert.

14 Hier beziehe ich mich vor allem auf das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland inklusive West-Berlins. Zur Geschichte der Juden in der DDR vgl. Ostow 1988; Richarz 1986, S. 13–30.

Neben den bereits erwähnten theoretischen Annäherungen an Konzepte zum Verständnis von Trauma und traumatisierenden Prozessen sowie Modellen Sozialer Arbeit im Kontext der Begleitung von Überlebenden werde ich neben Einzelbeispielen aus dem Arbeitsalltag die Entwicklung des Frankfurter Treffpunkts beschreiben. Er kann als Lernfeld betrachtet werden, an dem Veränderungsprozesse erfahrbar, nachvollziehbar und in ihrer Wirksamkeit hinterfragt werden können. Projekte – besonders in sozialen und pädagogischen Arbeitsfeldern – werden häufig auf Grund einer von Einrichtungen oder Institutionen identifizierten Bedarfslage initiiert. Da der Bedarf meist auf eine beobachtete Störung (vgl. Luhmann 2009) oder ein Defizit zurückzuführen ist, werden Konzepte hierfür häufig ohne vorherige theoretische oder wissenschaftliche Reflexionen entwickelt, aber auf der Basis von fundierten Praxiserfahrungen nach dem Prinzip *Try and Error* umgesetzt. Im Entwicklungsprozess des Treffpunkts wurden auch hier Konzepte an die sich ändernden Bedürfnisse und Arbeitsbedingungen adaptiert. Die sich daraus ergebenden methodischen und theoretischen Fragestellungen wurden in Teambesprechungen und Supervisionssitzungen diskutiert und reflektiert, über Fortbildungen im Nachgang auch wissenschaftlich hinterfragt und Fragestellungen und Ergebnisse anderer Disziplinen in den Diskurs einbezogen. Bereits in der Gründungsphase aber spätestens seit 2008 wurden Erfahrungen in der Arbeit mit Überlebenden auf internationalen Kongressen ausgetauscht und dabei entstandene Diskurse dokumentiert.

Auf Grundlage der theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen sowie Erfahrungen aus der Praxis wird in dieser Arbeit eine Konzeptualisierung psychosozialer Begleitung von Überlebenden entwickelt. Mit einer Reflexion disziplinübergreifender Diskurse und Ergebnisse wird der Versuch unternommen, diese beiden Dimensionen Sozialer Arbeit miteinander zu verknüpfen und nutzbar zu machen. Die Bezeichnung *Entwurf* scheint hier angebracht, weil auch nach mehr als zehnjährigen Erfahrungen eine ganze Reihe von Fragestellungen als unbeantwortet zu gelten haben, deren Klärung zukünftige Konzeptentwürfe beeinflussen und verändern können und werden und die auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen in diesem Arbeitsfeld hinweisen. Exemplarisch sei hier nur auf Fragestellungen zur divergierenden Bedarfslage von Child Survivors, die Auswirkungen transgenerationaler Folgen der Traumatisierungsprozesse sowohl auf die Zweite Generation selber als auch auf aktuelle Pflege- und Betreuungsbedingungen für die Überlebenden-Generation, dem Umgang mit sekundären Traumatisierungen bei Professionellen etc. hingewiesen, auf die ich am Ende der vorliegenden Arbeit noch näher eingehen werde.

### III. Historische und aktuelle Bezüge – Zur Entwicklung jüdischer Gemeinden in Deutschland<sup>15</sup>

Nach dem 2. Weltkrieg stellten die Alliierten fest, dass es ungefähr 15.000 Jüdinnen/Juden gelungen war, außerhalb der Konzentrationslager in Deutschland zu überleben. Die meisten von ihnen waren durch Familienmitglieder ihrer nichtjüdischen Ehepartner geschützt bzw. versteckt worden. Mehrheitlich stammten diese Überlebenden aus weitgehend assimilierten Familien mit geringem Bezug zu und wenig Kenntnis der jüdischen Tradition und Religion. Neben dieser Gruppe meist deutscher Jüdinnen/Juden lebten zwischen 1945 und 1950 zeitweilig ungefähr 200.000 sogenannte jüdische Displaced Persons<sup>16</sup> (DPs) in Deutschland, die durch die Alliierten aus den verschiedenen Konzentrationslagern befreit worden oder 1946 aus Osteuropa in den westlichen Teil Deutschlands nach dem ersten antisemitischen Pogrom in Kielce/Polen eingewandert waren (vgl. Richarz 1986, S. 16 f.). Als 1952 die meisten DP Lager aufgelöst wurden, hatte die Mehrheit der Überlebenden bereits ihren Weg in die USA, Israel, Australien oder andere Länder gefunden. 1950 wurde die Dachorganisation der jüdischen Gemeinden in Deutschland, der *Zentralrat der Juden in Deutschland*, 1951 die ZWST gegründet. Sie vertraten ungefähr 50 Gemeinden mit rund 15.000 Mitgliedern.<sup>17</sup> Die meisten dieser Gemeinden verstanden sich als zeitlich befristete Einrichtungen, die den Exodus der verbliebenen europäischen Jüdinnen/Juden aus dem Land der Täter/innen organisieren sollten, weil sie weder eine Zukunft für jüdisches Leben in Deutschland sahen, noch den Deutschen über den Weg trauten. Die hier verbliebenen Jüdinnen/Juden wurden darüber hinaus weltweit von ihren Glaubensgenossen verurteilt, weil man nicht akzeptieren konnte, dass man als Jüdin/Jude nach der Shoah in diesem

---

15 Teile dieses Abschnitts sind in früheren Textversionen erschienen. Vgl. Staszewski 2012a; Staszewski 2012b; Staszewski 2013.

16 Displaced Person wurden nach der Befreiung Flüchtlinge ohne festen Wohnsitz genannt, die zumeist in Auffanglagern (DP Camps) der (3 westlichen) Alliierten Streitkräfte untergebracht wurden, bis ihr Status und ein eventueller ständiger Aufenthaltsort geklärt werden konnte.

17 Vgl. [www.zentralradjuden.de/de/topic](http://www.zentralradjuden.de/de/topic) (2.25.2012).

Land bleiben konnten. Wer die Gelegenheit hatte, das Land zu verlassen, tat dies. Wer es sich leisten konnte, schickte seine Kinder auf Internate nach England, Frankreich, in die Schweiz usw. Auf gepackten Koffern zu sitzen war die vorherrschende Einstellung. In den ersten drei Jahrzehnten nach dem Kriegsende erlebte diese neue und fragile Gemeinschaft vor allem auf Grund der verschiedenen politischen Umbrüche in Osteuropa, z. B. in Ungarn, der Tschechoslowakei, Rumänien, Polen usw. mehrere Migrationswellen. Die meisten dieser Immigrant/innen waren Überlebende der Shoah mit ihren Kindern. Bis zum Ende der 1980er Jahre nannte die ZWST in ihrer zentralen Gemeindestatistik 54 jüdische Gemeinden mit fast 28.000 Mitgliedern (in der Bundesrepublik Deutschland). Im ersten Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung Deutschlands 1989 und der Auflösung der Sowjetunion wurden mehr als 103.000 jüdische Immigrant/innen aus der ehemaligen Sowjetunion in die jüdischen Gemeinden in Deutschland aufgenommen oder gründeten neue. 2010 gab es 130 Gemeinden mit ca. 107.000 Mitgliedern.<sup>18</sup>

Diese Zahlen vermitteln einen ersten Eindruck der Schwierigkeiten, denen sich jüdische Gemeinden von Anfang an gegenübersehen. Nach dem Krieg eine Infrastruktur Sozialer Arbeit auf den Ruinen einer einst lebendigen und vielschichtigen Gemeinschaft aufzubauen, war kein einfaches Ziel, noch dazu bei einer Fluktuation von ungefähr 200.000 Menschen in 6 Jahren. Hauptaugenmerk lag damals auf dringenden Anliegen wie Ernährung und Unterkunft, der Unterstützung bei Emigrationsverfahren sowie dem Aufbau von Erziehungs- und Kultusangeboten. Sich mit psychosozialen Fragen zu befassen, gehörte nicht dazu.

Als 1951 die ZWST die Soziale Arbeit der neu gegründeten jüdischen Gemeinden zu koordinierten begann, stellte der *JOINT*<sup>19</sup>, der zusammen mit anderen internationalen jüdischen Organisationen bis dahin den Großteil jüdischer Wohlfahrtsarbeit in Deutschland geleistet hatte, fest, dass 60 Prozent der in Berlin lebenden Jüdinnen/Juden bedürftig waren (Scheller 1992, S. 146). Jüdisches Leben in Deutschland als nur provisorisch zu betrachten, war immer noch die vorherrschende Meinung. Der sogenannte Wiedergutmachungsvertrag von 1952 brachte bis 1959 ungefähr 9000 Jüdinnen/Juden deutscher Herkunft wieder zurück nach Deutschland (Maor 1961, S. 32), von denen die meisten nur einige Jahre bleiben wollten. Sogar für diese deut-

---

18 Der Jahresbericht von 2010 der ZWST registriert nur 108 Gemeinden. Es gibt 22 weitere Gemeinden, die in der Union der progressiven Juden in Deutschland organisiert sind.

19 Das American Jewish Joint Distribution Committee, kurz *JOINT* oder *JDC*, wurde 1914 gegründet und widmete sich anfangs der Unterstützung jüdischer Gemeinden und Einzelpersonen in Europa. *JDC* ist heute in über 70 Ländern aktiv.

schen Jüdinnen/Juden war es unvorstellbar, sich in Deutschland nach dem Albtraum der Shoah wieder zu Hause zu fühlen. Umso mehr galt dies für die DP's aus Osteuropa oder anderswo, die im ‚Land der Nazis‘ gestrandet waren. Ihre Kinder, die Zweite Generation, wuchsen mit der Vorstellung auf, am falschen Ort zu leben, und warfen ihren Eltern vor, dieses Land nicht in Richtung Israel oder Vereinigte Staaten verlassen zu haben. Sie zeigten wenig Interesse daran, am Aufbau einer neuen, demokratischen deutschen Gesellschaft teilzunehmen. Als der Architekt des neuen Gemeindezentrums in Frankfurt/Main, Salomon Korn, bei der Einweihung 1986 bemerkte

„[w]er ein Haus baut, will bleiben und wer bleiben will, erhofft sich Sicherheit“  
(Korn 1999, S. 73)

wurde diese Aussage in den Medien als begierig erwarteter Beweis dafür gewertet, dass jüdisches Leben in Deutschland wieder seinen Platz gefunden hat. Mit zwei zerbrochenen Gesetzestafeln an der Fassade symbolisierte er die nie endende Erinnerung an die Zerstörung und die noch herrschende ambivalente Einstellung gegenüber einem respektierten und sicheren Leben im Land der Täter/innen. Nicht jeder stimmte zu. Zu Beginn der 1990er Jahre, im Nachklang der Vereinigung beider deutscher Staaten, wuchs die Anzahl rassistischer und antisemitischer Übergriffe deutlich an. Viele Gemeindeglieder kauften sich damals Wohnungen in Israel oder bewarben sich um eine Green Card, um in die USA auszuwandern. Besonders bei den Überlebenden der Shoah riefen diese Übergriffe unweigerlich Flashbacks und Retraumatisierungen hervor.

Im selben Zeitraum wanderten sehr viele Immigrant/innen aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland ein, die auf soziale, finanzielle und institutionelle Hilfe angewiesen waren. Der Statistik der ZWST aus dem Jahr 2010 zufolge waren 1989 11.999 Gemeindeglieder (ausschließlich in der BRD) 51 Jahre und älter, was 44 Prozent der Mitglieder aller Gemeinden entsprach<sup>20</sup>. Etwa zwanzig Jahre später waren 26.466 Mitglieder der wiedervereinten deutschen Gemeinden älter als 70 Jahre (25 %), 44.016 Mitglieder waren älter als 60 Jahre (42 %)<sup>21</sup>. Dies bedeutet, dass in ca. 21 Jahren die Anzahl der Mitglieder im Alter von Überlebenden der Shoah um mehr als 20.000 Personen angewachsen war. Nicht jeder dieser Altersgruppe ist ein

---

20 1989 war ein Überlebender der Shoah 45 Jahre und älter, 2010 waren sie mindestens 66 Jahre alt.

21 ZWST: Mitgliederstatistiken der Jüdischen Gemeinden und Landesverbände, Frankfurt/Main 2004, S. 9 und 2010, S. 3.

Überlebender nach den Richtlinien der *Conference of Jewish Material Claims Against Germany*<sup>22</sup> und nicht jeder Überlebende der Shoah in Deutschland ist Mitglied einer jüdischen Gemeinde. Da es weder für Überlebende der Shoah noch für Opfer der Nazi-Verfolgung eine zentrale Datenbank gibt, basieren Angaben zur Anzahl von Überlebenden auf Hochrechnungen und Schätzungen. Dies verursacht Schwierigkeiten bei der Entwicklung von Konzepten, bei Verhandlungen und der Bereitstellung finanzieller Mittel.

---

22 Im Folgenden JCC oder Claims Conference genannt.